14. Oktober 1934 — Beilage zum Posener Tageblatt — Nummer 234

In freier Stunde

Drei Häuser

Roman von Hans-Caspar v. Zobeltitz

(37. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Sie fuhren jetzt Tag für Tag gemeinsam in die Werke und gemeinsam zurück, Vater und Sohn. Paul von Zimmer liebte es nicht, im Kraftwagen zu sprechen. Er rauchte stumm seine Zigarre und teilte sich auf der Hinfahrt seine Tagesarbeit in Gedanken ein, überschlug auf der Rückfahrt das Geleistete. Er hatte ja stets den Kopf voll Entwürfen, Zahlen, Formeln.

Hermann war an dies Schweigen gewöhnt. Auch ihm war es lieb. Auch er hatte jetzt viel zu denken, nachdem seine Pläne gutgeheißen waren und ihm die Ausarbeitung in Gemeinschaft mit Fachleuten der Baufirmen anvertraut war.

Um so mehr erstaunte er, als der Vater eines Morgens das Schweigen brach und ohne jeden Vorsatz, ohne Einleitung oder Verbindung plötzlich sagte: „Es ist eigentlich erstaunlich, wie verschieden Schwestern sein können."

Hermann wußte sofort, was der Vater meinte, daß er an Carla und Anna dachte. Er erwiderte nichts. Was sollte er auch erwidern? Aber der Satz ging ihm nach. Er folgte ihm, bis in seine Arbeit hinein.

Sein Zimmer in den Werken sah jetzt anders aus wie vor einem Jahr. Auf seinem Schreibtisch lag jeden Morgen Post, die nur er bearbeiten konnte. Ein Zeichner stand zu seiner Verfügung, eine Stenotypistin wartete auf seine Diktate. Ueberall hatte er Zutritt. Ueberall achteten sie ihn, nicht nur als Sohn des Chefs, sondern als Mitglied ihrer Arbeitsgemeinschaft. Sein Wort hatte in Besprechungen Gewicht.

Oft kam Fritz Kähl zu ihm. Ihr Zusammenwirken war unerläßlich für den Neubau. Fritz Kähl hatte immer neue Wünsche, neue Ideen, denen Hermann gerecht werden mußte. Fast ebenso oft aber ging Hermann auch in das Versuchslaboratorium hinüber, weil er Fragen an Fritz zu stellen hatte, die durch das Haustelephon sich nicht erledigen ließen. Dann standen sie entweder im Laboratorium selbst zwischen Glasretorten und Ballons, zwischen dem Gewirr von verschiedenfarbigen Leitungsrohren: weiß für Kaltluft, rot für Gas, gelb für Vakuum, grün für Heißdampf, blau für Preßluft und so fort, oder sie saßen in Fritz' Arbeitszimmer, einem behaglichen Raum mit hohen Bücherschränken, Klubstühlen und einem gewaltigen Schreibtisch.

Ab und zu glitten sie wohl vom Geschäftlichen, vom Dienstlichen für kurze Zeit auch einmal ins Private hinüber.

„Hör mal, Hermann, Lisa hat sich neulich bei mir beschwert, es kümmere sich in der Josephinenstraße kein Mensch mehr um sie; Falkenbergs nicht und Ruth auch nicht. Ist da etwas vorgefallen?"

„Nicht, daß ich wüßte."

„Ich kann mir's auch nicht denken. Aber sie leidet darunter. Sie hat es jetzt nicht leicht. Du weißt ja, Vater geht es nicht besonders. Da ist er schwierig im Haus, hat seine Launen. Und sie muß es natürlich ausbaden. Tagsüber sitzt sie allein, und abends darf sie nicht fort, weil er immer nach ihr verlangt, wenn er vom Union zurückkommt. Sie muß alles allein tragen; ich kann mich doch leider so gut wie gar nicht um Vater kümmern. Margot spricht ja oft im Hotel vor, aber abends ist sie ans Haus gebunden, Inge will versorgt sein, und dann komme ich zurück." Er machte eine Pause, ehe er fortfuhr: „Du tätest wirklich ein gutes Werk, wenn du mal mit Ruth sprächst — unauffällig — so bei irgendeiner Gelegenheit."

„Aber gern, Fritz, gern." Hastig sagte es Hermann.

Lisa. Richtig Lisa. Hatte er sie denn ganz vergessen? Sie und die Oberstdorfer Zeit? Und die Stunden in München. Vergessen in all seiner Arbeit hier, in der Weiterarbeit zu Hause und in den abendlichen Besprechungen mit seinem Vater.

Lisa. Und auch Oberstdorf. Er mußte wirklich in diesen Tagen einmal zum alten Kähl herausfahren und fragen, wie es um den Bayernhof-Bau stände. Mußte auch mit Ruth sprechen: es war wirklich unrecht, daß sie sich nicht um Lisa kümmerte. Sie waren doch schließlich ein Kreis in der Josephinenstraße.

Als er abends am Kählschen Hause vorüberfuhr, sah er nach den Fenstern. Sie lagen alle unerleuchtet da. Zum ersten Mal seit seiner Rückkehr sah er auf das Haus. Er war fast erstaunt, daß es noch stand.

Wie schnell die Zeit doch läuft, dachte er. Wie schnell sich doch alles verwischt, wenn neue Eindrücke kommen.

Er ging gleich zu Ruth. Die horchte erstaunt auf, als er von Lisa sprach. Ihre Gedanken eilten zurück. „Wie kommst du plötzlich auf Lisa?" fragte sie.

„Warum soll ich ein Hehl daraus machen, Ruth? Fritz sprach mit mir." Und er erzählte. „Eigentlich hat Fritz recht, wenn er sich über die Vernachlässigung wundert," schloß er.

„So, Fritz sprach mit dir . . ." Erleichtert klang es. Und dann: „Natürlich hat er recht. Ich gehe auch morgen gleich hinüber. Nein, wir wollen Lisa nicht links liegen lassen. Auf keinen Fall. Aber ich glaube, Hermann, wir haben unsere Gedanken jetzt alle ganz wo anders gehabt."

Ruth kam nicht zu Lisa.

Am gleichen Abend berichtete Aenne oben im roten Zimmer: „Morgen kommt Christof." Sie hatte rote Backen und glänzende Augen, als sie es sagte. Sie umarmte die Freundin. „Ich freue mich ja so sehr, Ruth, ich freue mich für dich. Er rief heute von Golmitz an. Axel hätte jetzt wieder alles übernommen, die Hirsche schrien nicht mehr. Da hätte er sich zur Abreise entschlossen. Aufgeschrien habe ich vor Freude am Telephon. Nur an dich hab' ich gedacht. Und ich hole ihn von der Bahn ab und bringe ihn dir gleich her." Ihre Worte überschlugen sich fast.

Aber dann wurde sie plötzlich ernst, sah Ruth erstaunt an. „Du freust dich ja gar nicht."

Etwas krampfhaft nickte Ruth. „Doch, doch, Aenne, ich freue mich schon."

„Nein, du freust dich nicht, du machst ja ganz traurige Augen."

„Es geht doch nicht, Aenne . . ."

„Was geht nicht?"

„Daß du ihn herbringst . . ."

„Warum geht das nicht?"

„Er weiß doch von gar nichts."

„Richtig — er weiß ja von gar nichts." Nun war Anna traurig. Aber nur für einen Augenblick, dann lag sie schon wieder Ruth am Halse. „Du — ich sag es ihm."

„Was sagst du ihm?"

„Daß er dich heiraten muß."

„Du bist wahnsinnig."

„Das hast du mir vor ein paar Tagen schon einmal gesagt."

Ruth löste sich von Anna. Sie trat einen Schritt zurück. Ganz ernst sprach sie: „Also ich bitte herzlich, Aenne, mach keinen Unsinn. Du kannst mich ihm doch schließlich nicht auf dem Präsentierteller anbieten. Das ist unmöglich. Wie stehe ich denn da. Ich muß mich ja zu Tode schämen."

Ueberzeugt war Anna nicht. Die Schelmerei blieb in ihrem Gesicht. Auch als sie sagte: „Gut, wie du willst. Aber von der Bahn holen darf ich ihn?"

„Das kann ich dir nicht verbieten."

„Willst du nicht mitkommen?"

„Nein!"

„Na, dann nicht!" Sie gab Ruth einen Kuß und lief davon.

Eine Viertelstunde später war Ruth am Telephon. Sie rief noch einmal bei Falkenbergs an und ließ Anna an den Apparat holen.

„Aenne," sagte sie, „ich bebe vor Angst. Ich flehe dich an, mach' keine Dummheiten. Halte den Mund."

„Du kannst ganz ruhig sein . . ."

„Versprich mir, Aenne . . ."

„Gut, ich verspreche dir. Aber morgen abend darf ich ihn mitbringen."

„Ach, Aenne . . ."

„Na, dann können wir wohl wieder anhängen."

„Ja, dann können wir anhängen."

*

Eine Viertelstunde vor Ankunft des Zuges war Anna auf dem Stettiner Bahnhof. Sie haßte die weite, verqualmte Halle eigentlich, in der sich die Menschen stets mehr drängten als auf andern Bahnhöfen, in der auch eine andere Sorte Menschen war, eine lautere, robustere, vor der sie sich immer ein wenig gefürchtet hatte. Er war ihr nie angenehm gewesen, wenn sie einmal hier ohne Begleitung in den Zug nach Golmitz steigen mußte. Oder wenn sie von Golmitz kam und fürchtete, daß niemand zur Abholung da war.

Heute schien ihr die Halle licht und freundlich, und all die Menschen, die sich mit schweren Körben durch sie schoben, gar nicht so unsympathisch. Sie blieb sogar noch eine Weile außerhalb der Sperre, bummelte auf und ab, stellte sich an den Zeitungskiosk und sah sich die bunten Umschläge der Zeitschriften an. Frauenköpfe waren es meist, und sie prüfte, ob vielleicht einer eine Aehnlichkeit mit Ruth hätte. Dann würde sie ihn kaufen und Christof schenken. Vielleicht merkte er dann gleich etwas. Aber sie konnte keine Aehnlichkeit entdecken; Ruth sah doch anders aus — besser.

Dann stand sie am Geleise. Noch zwei Minuten, noch eine. Gleich mußte die Maschine hinter dem Stellwerk auftauchen.

„Warum freue ich mich nur so?" dachte sie, „sonst war es mir doch höchst gleichgültig, wenn Christof kam. Und abgeholt habe ich ihn auch noch nie." Da rollte der Zug ein. Und plötzlich war es ihr klar, warum sie sich freute. „Ein Glück will ich stiften. Das ist es. Ein Glück. Es muß mir gelingen."

Christof war sehr erstaunt, als er sie sah. „Du, Aenne? Was verschafft mir die Ehre?"

Sie lächelte überlegen. „Carla ist noch in Königsberg. Da langweilte ich mich allein zu Hause."

„So. Geht's den Eltern gut? Großvater läßt grüßen. Er hat einen kapitalen Hirsch geschossen, einen Vierzehnender. Blattschuß. Großartig für den alten Herrn."

Dann hatte er zu tun, rief den Kofferträger heran, suchte in allen Westen- und Manteltaschen nach Fahrkarte und Gepäckschein. Als er endlich seine Siebensachen zusammen hatte, schob er seinen Arm unter Annas. „Na, und was machst du?"

„Was soll ich machen, Christof? Ein bißchen Staubwischen, ein bißchen Handarbeit, ein bißchen Lesen. Und Mama helfen natürlich. Sie hat ja immer so viel zu schaffen. Jetzt ist sie den ganzen Tag wegen Carlas Ausstattung unterwegs. Da muß ich mit. Läden und wieder Läden. Und Papa stöhnt über die Kosten. Das kennst du ja."

„Nicht gerade sehr erfreulich . . ."

„Gott, Christof, wie das so ist."

Der Träger brachte die Koffer an die Autodroschke, Christof gab die Adresse an: „Josephinenstraße 1". Der Chauffeur wußte natürlich nicht Bescheid, fast keiner kannte auf Anhieb das Winkelgäßchen. Dann aber sagte er: „Richtig, ich weiß schon, hinter der Charlottenburger Brücke."

Sie ratterten die Invalidenstraße herunter, an der landwirtschaftlichen Hochschule vorbei. Als sie am Humboldthafen auf Asphalt kamen, war endlich eine Verständigung möglich. Da sagte Anna: „Ich freue mich ja so, daß du wieder da bist."

Christof sah sie von der Seite an. „Sag mal, Anna, was ist denn eigentlich mit dir. Du siehst so fabelhaft vergnügt aus. Hast du dich etwa verlobt?"

Sie lachte auf. „Ich? Ich wüßte nicht mit wem. Nein ich habe mich nicht verlobt." Es lag ein besonderer Ton auf dem „Ich". Das hörte er sofort heraus.

„Du nicht? Aber irgend etwas ist doch los, Aenne. Also, heraus mit der Sprache: wer hat sich verlobt?"

Da klappste sie ihn leicht auf die Backe. „Niemand hat sich verlobt."

Der Chauffeur fuhr gut und schnell. Die Zelten kamen, das Schloß Bellevue, der Große Stern, und dann ging es die breite Allee quer durch den Tiergarten hinauf. In die Josephinenstraße bogen sie ein; da lagen die drei Häuser: quer vor Zimmers, links Kähls, rechts Falkenbergs.

Zu Zimmers hinüber sah Aenne und sah, daß dort jemand hinter der Gardine stand und gewartet hatte. Und sich nun die Augen aus dem Kopfe schaute. Ruth! Ruth! Der kleinen blonden Aenne wurde das Herz ganz voll. Ach, sie verstand die Freundin, in der es hoffte und drängte wie in ihr. Und Christof, der

Bruder, lohnte ruhig den Chauffeur ab und schleppte mit Marie die Koffer ins Haus. Und sah und merkte und fühlte nichts. Diese Männer, diese tolpatschigen, nichtsnutzigen Männer. Anna boste und freute sich zu gleicher Zeit.

Die Eltern waren nicht zu Hause. „Herr Graf und Frau Gräfin sind in die Stadt gefahren," meldete Marie, „sie kommen am Abend zurück. Der Tee für Komteß und den jungen Herrn Grafen steht in der Halle." —

„Soll ich dir auspacken helfen, Christof?"

„Das hat Zeit, Kleine. Erst wollen wir Tee trinken."

Sie saßen sich gegenüber, Anna füllte die Tassen, Christof aß und trank und erzählte. Von Golmitz, vom Großvater, von Axel.

Und Anna fieberte vor Ungeduld. Sie hatte nur einen Gedanken: Ruth. Sie hielt es nicht mehr aus, sie stand auf, lief um den Tisch, hockte sich neben den Bruder auf die Stuhllehne und legte ihren Arm um seinen Hals. „Christof," sagte sie leise und weich.

Wieder war er erstaunt. „Was hast du denn heute vor, Mädel?"

(Fortsetzung folgt)

Die Reise nach Hause

Von Erich Bertelsen

Selbstbewußt trat Karl Bosarp in den Hauptbahnhof von Kopenhagen. Einige Zeit studierte er die Abgangszeiten an der Wand. Der nächste Zug fuhr erst in einer Stunde. Er ging hinaus in die Bahnhofshalle und setzte sich auf eine Bank. Es war warm. Er war mehrere Stunden durch die Stadt gelaufen, nachdem er die Nacht auf dem Dampfer aus Jylland verbracht hatte und fühlte sich sehr müde. Es tat gut, zu sitzen, und es machte ihm Spaß, den Strom von Reisenden zu beobachten, der unablässig an ihm vorüberkam. Immer fühlte er sich am wohlsten, wenn er recht viele Menschen um sich sah. Besonders, wenn er reichlich Geld in der Tasche trug! Augenblicklich verfügte er über ein Kapital von 200 Kronen.

Wenn er seinen alten Eltern in Skaane das Geld geben würde? Sollte er heimfahren? Nein, er konnte jetzt gerade so gut Landarbeit finden, unten im Süden von Jaelland. Sicherlich war auch die hübsche, muntere Inger noch da unten auf dem Hof! Wenn sie seine Brieftasche sah, würde sie ihm vielleicht zum Goldschmied folgen?

Er mußte ja endlich einmal Zukunftspläne machen. Sie würden einen festen Wohnsitz haben. Er konnte ja den kleinen Hof zu Hause übernehmen. Das wußte er. Aber würde Inger sich dort wohl fühlen? Eignete sie sich zu geduldiger Arbeit, die immer wieder von vorne den Kampf um die Erde begann — ertrug sie die große Einsamkeit?

Die Einsamkeit hatte ihn vor fünf Jahren hinausgetrieben. Und er hatte sich in Dänemark eingelebt. Arbeit hatte er stets gefunden, manchmal in einer Ziegelei, manchmal auf einem Herrenhof. Lange war er nirgends geblieben. Er liebte die Abwechslung. Immer war die Unruhe nach neuen Städten, neuen Gütern in ihm. Reisen kostet Geld — so kam es, daß er immer noch keine Reichtümer gesammelt hatte und sich noch keinen eigenen Hof kaufen konnte. Er besaß auch noch nicht genug, um heimzufahren und richtig etwas aus dem Hof der Eltern zu machen. Er könnte ja trotzdem einmal über den Sund fahren und hören, wie es den Eltern ging. Sicher würden sie sich freuen. Denn seit ungefähr zwei Jahren hatte er nicht mehr geschrieben. Die Feder zu führen, war ihm immer schwer gefallen. Er verstand es besser, mit der Sense umzugehen. Und jetzt wollte er zu Inger fahren. Nein, nach Hause zu reisen, mußte bis später bleiben.

Die Müdigkeit und die Wärme machten ihn schläfrig. Er nickte ein, versuchte den Schlaf zu verscheuchen und aufzustehen. Eine heftige Sehnsucht nach seinen Eltern packte ihn. Und so entschloß er sich plötzlich, heimzufahren. Die Fahrt über den Sund an dem stillen, milden Abend verging ihm wie im Fluge, fast schien ihm dies alles wie ein Traum. Erst als er nach Mitternacht im Zuge nach Süden saß, hatte er das Bewußtsein, im Heimatland zu sein. Die Landschaft hatte sich in den Jahren der Abwesenheit nicht verändert. Die hohen Pappeln am Stationsgebäude schienen ihn zu grüßen, eine leichte Brise bewegte die Blätter. Er eilte aus dem Bahnhof, um möglichst schnell nach Hause zu kommen.

Aber die Stille der klaren Nacht dämpfte bald seine Unruhe. Er ging langsamer. Warum hatte er es so eilig? Seine Heimat lief ihm ja nicht davon. Der Wald und die steinigen Äcker haben, dann begann dieselbe Arbeit von vorne, immer hatten.

Bis der Tag dämmerte, blieb er im Moos liegen. Dann wältigte ihn die Erinnerung. Er ließ sich in das weiche Moos gleiten. Sein ganzes Geschlecht hatte schon mit der steinigen Erde gekämpft, die Steine ausgerodet, sie mit harten Hammerschlägen zerkleinert und zwischen den Aeckern hoch aufgeschichtet. Trotzdem waren immer wieder genug Steine da. Der Pflug ging Jahr für Jahr hart darüber. Und wollte man einen neuen Acker haben, dann began ndieselbe Arbeit von vorne, immer weiter — von Geschlecht zu Geschlecht — vererbte sich der Kampf um die Erde.

Bis der Tag dämmere, blieb er im Moos liegen. Dann stand er auf, und da er etwas kalt geworden war, schritt er rasch aus — er wollte nicht zugeben, wie sehr es ihn nach Hause zog.

Noch niemals hatte das leichte Birkenlaub so geduftet, wie in diesem Jahr.

Als er den ersten Bauernhof erreichte, atmete er tief vor Freude und Erwartung. Es schien ihm, als habe er niemals bisher bemerkt, wie hübsch die rotbemalten Holzgebäude zwischen den weißen Birkenstämmen aussahen. Ein paar Pferde liefen frei auf der Weide herum. Als sie ihn kommen hörten, hoben sie die Köpfe. Es war, als seien sie erstaunt, Menschen zu sehen, ehe es ganz hell war. Als er stehenblieb, kamen sie angaloppiert. Er klopfte ihnen den Hals und sprach mit ihnen, ehe er weiterging. Sie standen eine Weile und sahen ihn an, dann kehrten sie auf die Weide zurück.

Eine Viertelstunde später erreichte er sein eigenes Heim. Er freute sich, wie gut erhalten alles war. Die Häuser waren frisch angestrichen, der Garten in schönster Ordnung. In langen Reihen standen die rotweißen, nickenden Blumen, die seine Mutter besonders liebte. Und alles Unkraut war fort. Also ging es gesundheitlich den Eltern bestimmt gut.

Ein feiner Rauch kam aus dem Schornstein, dann war Mutter schon auf. Vorsichtig öffnete er die Tür. Und blieb wie gelähmt stehen. Er hatte Kinderschuhe entdeckt. Die Tür zur Stube öffnete sich, eine junge Frau starrte ihn erschrocken an. Das war ja Inger — nein, nur jemand, der ihr glich. Mit belegter Stimme fragte er: „Wohnt denn Per Bosarp nicht mehr hier?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nicht mehr."

Nun kam auch ein junger Mann dazu. „Fragen Sie nach Per Bosarp? Er und seine Frau sind tot. Ich übernahm den Hof vor zwei Jahren. Ja, die Alten schuldeten mir etwas Geld, und ich bekam dafür den Hof."

Eine unbändige Wut kam in Karl hoch. Der Hof, der seit undenklichen Zeiten in seiner Familie war, der sollte in fremden Händen sein? Das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen.

Er sprang auf den neuen Besitzer zu, bekam aber selber einen Stoß vor die Brust — taumelte und — wachte auf ...

Er war immer noch auf dem Bahnhof. Er hatte geschlafen, die Vorübergehenden sahen ihn lächelnd an.

Beschämt und verwirrt stand er auf, sah auf die Uhr und dann auf den Fahrplan. Dann hatte er es plötzlich eilig.

Selbstbewußt ging er aus der Halle, nahm ein Auto und sagte zu dem Chauffeur: „Zur Malmöfähre".

(Berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Karin Reitz.)

Die Reserve

Von Jürgen Hahn

Hans Steffen ist Buchhalter. Treu und brav versieht er seinen Dienst bei Piesing & Co. — Er ist 28 Jahre alt und liebt ein Mädchen. Sie heißt Erna, ist zwanzig und möchte gern heiraten. Auch Hans ist nicht abgeneigt, den Sprung ins große Glück zu wagen. Er hat schon alles genau ausgerechnet. Sie hat Wäsche, ein Ehestandsdarlehn würden sie auch bekommen, da

sie ja ihre Stellung aufgibt. Und sein Gehalt würde gerade langen.

Und doch will die Rechnung nicht aufgehen. Die Reserve fehlt. Eine Reserve muß ein ordentlicher Buchhalter erst recht im eigenen Lebensetat berücksichtigen.

Bei Piesing & Co. ist keine Aussicht, die Reserve zu schaffen. Fünfhundert Mark müssen es schon sein! Wenn er die vom Gehalt absparen will, kann es mit der Hochzeit noch lange Jahre dauern. Und das will Erna wieder nicht.

Lange überlegen die beiden. Dann bekommt Hans mit einem Mal einen glänzenden Einfall: „Ich werde einen Roman schreiben, Erna. Du sollst mal sehen, wie fein das gehen wird. Jeden Abend setzte ich mich hin und dann ist er bald fertig. Ich werde ihn natürlich glänzend verkaufen und schon können wir heiraten."

Hans Steffen ist ein Mann der Tat. Anstatt abends in ein Kino zu gehen oder mal ein Glas Bier zu trinken, sitzt er brav zu Hause und füllt Bogen auf Bogen.

Natürlich muß ein Graf darin vorkommen. Erna will, daß er mindestens eine Million besitzt und natürlich auch zwei Schlösser. Eins für den Sommer und eins für den Winter.

Sonntags fahren die beiden nun nicht mehr ins Grüne. Vielmehr hocken sie mit begeistertem Eifer zusammen auf Hansens Junggesellenbude und arbeiten an „ihrem Roman". Auch über Erna kommt der dichterische Geist. Sie liebt vor allem die gefühlvolle Seite. Da muß es heißen: „Der Kieß knirschte, der Graf kam; „Elfriede" murmelte er, mehr murmelte er nicht.

Als der erste Monat herum war, hatten sie 50 Seiten fertig. — Für nichts anderes mehr haben sie Interesse.

Als Hans am Ultimo seine Abrechnung macht, stellt er zu seinem Verwundern fest, daß ihm in diesem Monat 48.50 Mark übrig geblieben sind. Geradezu sprachlos war er.

Erna geht es mit ihrem Stenotypistingehalt nicht anders. Auch sie hat unerklärlicherweise in diesem Monat 19 Mark gespart.

Sie schreiben den zweiten Monat an ihrem Roman. Wieder werden es fünfzig Seiten und wieder bringt der Ultimo ein gleiches günstiges finanzielles Resultat. Nach 4 Monaten ist der Roman fertig. Außerdem liegen 300 Mark auf einem gemeinschaftlichen Bankkonto. Sehr stolz sind sie alle beide.

Hans fängt an, den Roman zu verschicken. An eine Zeitung, an die zweite und an noch viele andere. Das Manuskript kommt stets zurück. Hans ist verzweifelt und fängt schon wieder an, abends mal ein Glas Bier zu trinken.

Doch Erna behält den Kopf oben. „Weißt du, Hans, wenn's der erste nicht ist, vielleicht schaffen wir es mit dem zweiten."

Vieles Zureden hat geholfen. Hans sitzt jetzt wieder brav zu Hause und schreibt einen neuen Roman.

Erna ist selig. Eins weiß sie genau. Wenn's auch mit dem neuen Roman nichts wird, so wird doch weiter gespart, ohne daß er es merkt. Da werden sie bald genug haben. Und die Reserve wird da sein. Und nichts wird dann mehr fehlen. Und Hochzeit wird sein!

Erste Fahrt im Fahrstuhl

Erzählung eines alten Mannes

Von Heinrich von Hassel

Eigentlich wollte ich nie in meinem Leben einen Lift benutzen. Ich bin alt und grau in einer anderen Zeit geworden, die ohne Fahrstühle auskam. Johann, mein Enkel, war gestern morgen aus dem dritten Stock seines Hauses in die Tiefe des Schachts gestürzt. Er hatte in der allmorgendlichen Hast zur Arbeitsstätte nicht bemerkt, daß der Korb sich im Erdgeschoß befand. Und die Außentür des Fahrstuhls schloß nicht richtig. Jetzt liegt er mit zerschmetterten Knochen im Hospital. Er leidet sehr und verflucht in seinen Schmerzen die Welt und die Menschheit. Und die Technik, die den Aufzug konstruierte. Mich, seinen alten Großvater, beschwor er inständig, jeden Lift zu meiden, wie er überhaupt nach seiner Genesung das Haus verlassen will, das solche „hinterlistige Kästen" duldet.

Nun stehe ich unschlüssig vor der kleinen Tür, die zum Fahrstuhl führt. Fünf Stockwerke hoch befindet sich das Büro, wo ich vorsprechen soll, um meinen Enkel zu entschuldigen. Meine Beine, schwer und ungelenk, weigern sich energisch gegen die Absicht, die hohe Treppe hinaufzusteigen. Ich mache einen schüchternen Versuch. Eine, zwei, drei, vier Stufen — ja, was kann eigentlich der Fahrstuhl dazu, daß Johann, in schläfriger Eile, nicht aufgepaßt hat und in den Schacht gestürzt ist?!

Also zurück! Gerade öffnet der Fahrstuhlführer wieder den Schlag: „Der Herr, welche Etage bitte?" Um mich nicht ganz lächerlich zu machen — ich stand schon eine geraume Zeit vor dem Aufzug — entschließe ich mich endlich. Und brumme, etwas verwirrt: „Fünfter Stock."

Ein Druck auf einen kleinen Knopf, und schon hebt sich der Fahrstuhl in gleichmäßiger Geschwindigkeit.

Ich befinde mich nicht allein im Fahrkorb. Neben mir steht ein jüngerer Herr, offenbar ein Angestellter dieses Betriebes. Zwei Lehrlinge in blauer Arbeitskluft unterhalten sich eifrig. Und mehrere Frauen, sicher auch Fremde wie ich, schauen schweigsam vor sich hin.

Ich muß gestehen, daß ich, kaum der Fahrstuhl im Betrieb war, meinen „mutigen" Entschluß schon wieder bereut habe. Wenn man von fürchterlichen Vorstellungen verfolgt wird und zudem noch unerfahren in den Gesetzen der Technik ist, dann ist so eine Fahrstuhlreise keine reine Freude. Aber ich will mich tapfer halten! Und versuche, mich mit den Menschen um mich herum zu beschäftigen.

Menschen im Fahrstuhl! Man kennt sich nicht, sofern nicht zufällig der gemeinsame Arbeitsplatz bekannt machte. Man begegnet sich oft nur einmal im Leben. Und doch verbindet die kurze Fahrt, dieses flüchtige Sichsehen mehr, als man ahnt. Ueber Sekunden ist man gemeinsam den Gesetzen der Technik anvertraut, die, wenn sie versagen, Todesopfer verursachen können. Welche Verantwortung trägt der Konstrukteur und auch das Personal, das den Fahrstuhl bedient!

Das zweite Stockwerk ist erreicht. Jetzt verlassen die Lehrlinge grüßend den Korb. Und schon hebt dieser sich wieder in gleichmäßiger Geschwindigkeit. Das dritte Geschoß zeigt sich. Die Frauen steigen aus. Nun bin ich mit dem jüngeren Herrn und dem Fahrstuhlführer allein. Ich möchte sprechen. Aber es flimmert mir vor den Augen. Ein Schwindelanfall feuchtet die Stirn. Der Atem stockt, während gleichmäßig und unerbittlich der Fahrstuhl aufwärtsstrebt.

Es sind nur wenige Sekunden, diese Fahrt im Fahrstuhl. Aber diese Sekunden bedeuten eine Ewigkeit für den, den die bange Furcht, es könnte etwas passieren, nicht in Ruhe läßt. „Hinterlistiger Kasten" schimpfte mein Enkel. Wie, wenn?? Wenn jetzt das Seil reißen würde?? Wenn . . .

Ich komme mir lächerlich vor, alles in diesen kurzen Sekunden der Fahrt bis ins fünfte Stockwerk.

Meine Schwäche mußte der Herr neben mir bemerkt haben, denn plötzlich sagte er freundlich lächelnd: „Beruhigen Sie sich, wir sind gleich da." Und wirklich, schon hält der Aufzug, schon öffnet sich die Tür.

„Ich verstehe nicht," wendet er sich dann wieder an mich, als wir wieder „festen Boden" erreicht hatten, „warum Sie im Fahrstuhl Angst haben. Da kann doch nichts passieren. Sollte wirklich einmal das Drahtseil reißen oder der Strom aussetzen, nun, dann sichert eine ausgedacht zuverlässige Fangvorrichtung den Fahrkorb. Und kein Mensch kommt zu Schaden. Wie sollten wir in unserem großen Betriebe ohne die Fahrstühle auskommen können? Ungezählte Male am Tag müssen unsere Boten, aber auch wir leitenden Angestellten von dieser zu jener Abteilung, die über fünf Etagen verstreut liegen. Müßten wir da jedesmal Treppen steigen — das wäre mehr als beschwerlich, ja unmöglich. Sehen Sie sich doch einmal näher die starken Drahtseile an" — und ich schaute prüfend auf die öligen Trossen —. „Glauben Sie, daß diese nicht den kleinen Fahrkorb sicher tragen können?" „Ja," mußte ich kleinlaut zugeben, obwohl mein Herz noch immer stark klopfte.

*

Mein Enkel ist, halbwegs geheilt, aus dem Krankenhaus entlassen worden. Er hat seinen Schwur, nie wieder in einem Hause sich einzumieten, das einen Personenaufzug besitzt, wahrgemacht. Und ich? Nun ich habe seine Wohnung bezogen, jene Wohnung in der dritten Etage, die nicht die Beinmuskeln ärgert, weil der Fahrstuhl immer zum Dienst bereit steht. Wenn ich abends heimkomme und auf den Knopf, den ein Schildchen „Dritte Etage" umrahmt, drücke und der Fahrstuhl sich hebt, dann beneide ich nicht meinen Enkel, der nun immer zu Fuß die Treppe ansteigt. Doch glaube ich, er wird seinen Vorsatz nicht ewig halten können.

Und morgen werde ich nicht nur die drei Etagen mich vom Fahrkorb in meine Wohnung tragen lassen. Ich werde in Zeche Königstein einfahren und in der Tiefe lächelnd an meine erste unbegründete Furcht im Fahrstuhl denken.